

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 79.

Montag, 20. März

1933.



4. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Wer ist es, Jane?“ fragte Elena.
„Ein kleiner gelber Knirps. Er heißt Jo Zoo, sagt er.“

„Jo Zoo! Lassen Sie ihn nur hereinkommen. . . Sein Vater ist der, von dem ich dir vorhin erzählte, Billy.“

„Der Mann von Limehouse?“

„Derjelbe!“ Elena steckte schnell die Füße in ein Paar Pantoffel.

„Guten Tag, Kleiner!“ Sie ging ihm freundlich lächelnd entgegen. „Der Herr hier ist mein Mann“, stellte sie vor.

Jos Gesicht hellte sich in dankbarer Freude auf. Er war außergewöhnlich klein und schwächlich für sein Alter, aber sein gelbes Gesicht wurde von einem Paar kluger, wehmütig glänzender Augen beherrscht. Seine Haut war zart und weich, sein Kopf rassig und seine Stimme erinnerte an gedämpftes Kinderweinen an stillen Sommerabenden. Er war sehr betrübt und dem Weinen nahe, aber er unterdrückte seine Tränen.

Man zeigt fremden Leuten nicht gern seinen Kummer und Schmerz! Man gibt seine Gefühle überhaupt nicht preis!

Er verbeugte sich mehrmals vor Elena und heftete seine Blicke mit anbetender Verehrung auf sie. Er sprach ein erstaunlich reines Englisch, nur dann und wann mit etwas Akzent, dafür aber kam manchmal ein Satz, in dessen Worten Musik zitterte, und der — obwohl beinahe monoton — einem wundervollen und wehmütigen Gesang glich.

„Der Arzt hat mich gebeten, diesen Brief zu bringen.“ Er reichte Elena einen Brief, der auf einem Stück Zeitung hingekracht und in einen einfachen Umschlag gesteckt war. „Doktor hat ihn zu Haus bei uns geschrieben.“

Elena öffnete den Brief.

„Ich bin gestern doch etwas zu optimistisch gewesen“, stand darin zu lesen. „Der Mann hat eine sehr sorgfältige Pflege nötig. Das natürlichste wäre, ihn ins Krankenhaus zu transportieren, aber die Sache ist insofern etwas schwierig, als er sich dagegen wehrt, von seinem Sohn getrennt zu werden. Soll aber der Kleine die Pflege übernehmen, so muß unter allen Umständen für dies und jenes gesorgt werden. Für alle Fälle lege ich eine Liste über das Notwendigste bei. Ich habe selbst alle Hände voll zu tun, so daß ich mir erlaube, mich auf diesem Zettel an Sie, gnädige Frau, zu wenden.“

Ein besseres Papier war bei unserem gelben Freunde nicht aufzutreiben. Es sind selbstverständlich bedeutende Unkosten mit einem Krankenslager im Haus verbunden. Auch deswegen stelle ich Ihnen anheim, den endgültigen

Entschluß selbst zu treffen. Der Aufenthalt in einem Krankenhause kommt natürlich billiger. . .“

„Will dein Vater lieber zu Hause bleiben?“ fragte sie den Kleinen, der eifrig mit dem Kopf nickte und trotz aller Anstrengungen nur mit Mühe seine Tränen zurückhalten konnte.

„Es fällt uns so schwer, uns voneinander zu trennen“, erklärte er. „Ich bin daran gewöhnt, den Vater zu pflegen. Er ist schon oft krank gewesen.“

„Es ist schon recht, Kleiner!“ Sie streichelte seine Wangen und klingelte Jane, der sie auftrag, dem Knaben Essen für den kranken Vater mitzugeben. Und auch eine Flasche Wein; sagen Sie Alice, daß er Ihnen eine geben soll.“ Sie holte auch etwas Schokolade und Obst und steckte es Jo zu, dessen Augen strahlten, so oft er sie anblickte.

„Was meinst du, Billy?“ wandte sie sich ihrem Mann zu.

„Selbstverständlich werden wir deinem gelben Freund helfen“, sagte er. „Hier steht ja alles, was der Arzt für notwendig hält, und der kleine Mann kann wohl die Sache auf dem Heimweg selbst einkaufen. . . Hier ist Geld! . . . Du fährst natürlich mit der Untergrundbahn bis Limehouse, nicht wahr, mein Junge?“

Der Knabe nickte.

„Und du heißt also Jo. . . und hast einen kranken Vater?“ Billy betrachtete den Knaben mit großem Interesse. Er war ein schöner Junge, lebhaft, aufgeweckt und intelligent.

„Den besten Vater auf der ganzen Welt!“ nickte Jo, und die Tränen kamen ihm dabei wieder in die Augen. Als Elena ihm über die Wade fuhr, griff er erneut nach ihrer Hand und küßte sie.

„Du magst Mrs. French sehr gut leiden“, lächelte Billy, gegen seinen Willen tief gerührt.

„Wir lieben sie, sowohl Vater wie ich!“ stotterte der kleine Jo und schlug die Augen nieder. „Niemand ist so wie sie! Niemand so gut! Niemand so schön! Niemand so. . .“ Er drehte verlegen den Hut in seinen mageren Händen.

„Das muß ich sagen“, lächelte Billy, „du verstehst dich auf das Komplimentemachen!“

Elena hatte sich impulsiv über den Knaben gebeugt und ihn auf die Stirn geküßt.

„Ich weine sonst nie, wenn es jemand sieht“, lächelte Jo beglückt, „aber hier bei schöner Lady und ihrem Mann. . .“ Er sah sie verlegen an. „Es ist, als ob die Luft hier eine ganz andere wäre.“

Billy begleitete ihn hinaus:

„Besuche uns nur bald wieder, wenn du Zeit hast! Ich werde schon für deine Auslagen aufkommen. Und pflege jetzt deinen Vater recht gut. Wenn du es nicht alleine zuwege bringst, könnt ihr eine Krankenschwester

bekommen . . . Und wenn du das nächstemal wieder kommst, wirst du staunen, was aus dem Lehm da drinnen im Atelier geworden ist . . . und jetzt hast du dir sofort ein Paar ordentliche Schuhe zu kaufen. Du mußt ja elend frieren mit den lumpigen Pantoffeln da an den Füßen.“

Als er zum Atelier zurückkehrte, hatte sich Elena oben auf den Kissen so zurechtgesetzt, wie er es gewünscht hatte; und er fing sofort an zu arbeiten.

„Ein kolossal netter Junge, dieser Ho“, sagte Bill und bearbeitete den Lehm eifrig mit den beiden Händen. „Nichte dich bitte ein wenig mehr auf . . . so, das ist recht! . . . Danke schön, Liebste!“

„Du würdest sicher auch einen guten Vater abgeben für so einen!“

„Ich meine schon . . . aber er sollte doch lieber weiß sein! Du lachst? . . . übrigens mußt du mir noch einmal versprechen, vorsichtiger bei deinen Exkursionen zu sein. Limehouse ist eben einmal kein Aufenhalt für eine Dame . . . Ja, du lachst immer noch! Stelle dir aber einmal vor, du würdest deinem geheimnisvollen Verehrer in dieser Umgebung begegnen! Was würdest du dann tun?“

„Na, ich bin ja nicht ganz allein. Da ist doch sowohl der Chauffeur wie . . .“

„Wenn du aber mit der Untergrundbahn fährst, was dann?“

„Und Ho und sein Vater! . . . übrigens habe ich den Unbekannten schon mehrere Tage nicht mehr gesehen.“

„Was dir wohl sehr leid tut?“ sagte er scherzend. Sie wurde rot und machte einen schwachen Versuch, zu protestieren.

„Ich kenne euch! . . . Frauen sind und bleiben Frauen . . . und ein Verehrer, auch wenn er . . .“ Er betrachtete sie prüfend.

„Bitte drehe deinen Oberkörper ein wenig nach links . . . so, jetzt hast du es . . . Danke dir! . . . und du hast sein Gesicht überhaupt nie genau gesehen?“

Sie schüttelte den Kopf: „Nein, aber ich glaube, es ist ein Chinese.“

Frensh hob die Hand drohend empor, er hielt darin einen großen Klumpen Lehm:

„Wenn ich den Kerl einmal erwische, dann . . .“ Er paßte eifrig an seiner Pfeife . . . „Mir wird es schon gelb vor den Augen, wenn ich nur an ihn denke“, lächelte er, halb böse, halb traurig.

„Ich werde ihn wahrscheinlich überhaupt nicht mehr sehen“, meinte Elena.

„Wer kann das wissen! Es geschieht ja so manches hier in London . . . Aber glücklicherweise ist gelb dieses Jahr nicht Modifarbe!“

Er bekam ein Kissen an den Kopf.

3.

Erst gegen Abend hielten sie mit dem Arbeiten inne. Elena war müde und wollte sich eine halbe Stunde hinlegen, und auch Billy hatte nichts gegen ein kleines Schläfchen einzuwenden. Er wollte nur zuvor einen Blick in die Nachmittagszeitung werfen, sonst wußte man ja gar nicht, was draußen in der Welt vorging.

Gott weiß, warum Elena vorhin die „Times“ in den Kamin geworfen hatte: An keinem anderen Tag hätte er sie vermisst, aber gerade jetzt fehlte sie ihm. Es könnte ja gerade diesmal etwas Wichtiges darin stehen!

Er klingelte und Rice kam:

„Verschaffen Sie mir bitte die „Times“ von heute morgen, Rice. Sie können sie ja von Jane holen lassen“, und bald danach war er in einem der tiefen Chesterfieldstühle im Salon vergraben und durchstöberte das Blatt Spalte für Spalte. Abgesehen von jenen Verhaftungen in Frankreich war eigentlich nichts Besonderes und Interessantes darin zu finden . . . Doch! Hier stand in der Spalte nebenan ein Aufsatz, der vielleicht des Lesens wert war: Über eine Tänzerin, die in der großen Welt viel Furore gemacht hatte! Er hatte ihn scheinbar heute morgen übersehen, denn sonst hätte er ihn bestimmt gelesen, nachdem er an allem, was mit

Tanzkunst zu tun hatte, starken Anteil nahm — solange niemand von ihm verlangte, sie selbst auszuüben.

Er las: „Tanzinteressierte Londoner Kreise werden sich sicher daran erinnern, daß in dem kleinen Kabarett „Das weiße Pferd“ . . .“

Er hielt einen Augenblick inne: . . . das war doch der Name des Kabarets, in dem Elena eine Zeitlang aufgetreten war!!!

Dann fuhr er fort: „ . . . vor ein paar Jahren eine junge Tänzerin namens Margaret Hume engagiert war. Schon damals lenkte sie durch ihre exotischen Tänze die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, mit denen sie sich später emporgeschwungen und jetzt Weltrauf erlangt hat.“

Margaret Hume war eine Schülerin des vor dem Kriege so berühmt gewesenen Mr. Guy Ashow, der ein ebenso glänzender Tänzer und Impresario wie begabter Maler war, und der bekanntlich vor knapp einem Jahre in einer Winternacht bei einer Schlägerei in Limehouse den Tod fand. Man weiß nur, daß ein chinesischer Kaufmann, als er des Morgens aus seinem Hause trat, die Leiche vor seiner Tür fand und bei der Polizei darüber Meldung erstattete.

Es hatte die ganze Nacht geschneit. Jede Spur war verweht. Die Nachforschungen führten zu keinem Resultat, als daß der Mörder mutmaßlich unter den gelben Einwohnern des Viertels zu suchen sei. Dagegen konnte die Identität des Toten sehr leicht festgestellt werden. Es war Guy Ashow. Er starb einsam und verarmt in einem verrufenen Viertel derselben Stadt, deren Liebhaber er als Tänzer wie als Arrangeur von Festlichkeiten eine Zeitlang gewesen war, und die er — last not least — in einigen äußerst talentierten, viel zu wenig bekannten Skizzen und Bildern verewigt hat.

Es war der Krieg, der diesen Mann, wie so manche andere lebensfrohe und hoffnungsvolle Jugend, geknickt hat. Er tötete ihn zwar nicht, aber er machte ihn zum Krüppel des Lebens. Sein unheilvoller Schatten lag über ihm und ließ ihn im Frost erstarren. Und um sich zu wärmen, griff er nach einem stimulierenden Gift und wurde der Slave eines Lasters, das ihn rettungslos in die Tiefe zog . . .

Seine Schülerin aber sieht nun im Begriffe, sich die Welt zu erobern und eine internationale Berühmtheit zu werden! . . . Die Würfel des Schicksals fallen verschieden und sind unerbittlich! . . .“

Billy war sehr müde, sonst wäre er wohl nicht unter dem Lesen eingeschlafen. Denn der Artikel an sich hatte ihn mächtig interessiert. Und noch im Schlafe verfolgte ihn der Name: Guy Ashow! Ein eigenartiger Name — der Familienname wenigstens!

Guy Ashow!!! . . . Und der Schnee fiel. Das nächtliche Limehouse tauchte vor seiner Phantazie auf mit all seinen geschlossenen Fensterläden, Türen und Torgängen, mit seinen engen, finsternen Gäßchen. Alles ringsum war Schnee, nur Schnee! Und totenähnliche Stille herrschte! in diesen Straßen, Gassen und Winkeln, in der Nähe der West-India-Docks! . . .

Aber plötzlich entsteht irgendwo ein Geräusch, steigert sich, wälzt sich näher heran. Torkelnd, schwankend, in wildem Handgemenge verhasst, staut sich ein Haufen undeutlicher Gestalten vor dem kümmerlichen Kaufladen mit seinen wie zur Abwehr verschlossenen Fenstern. Und jetzt verdichtet sich der Lärm zu vernehmbaren Lauten, flammt in grellem Schreien und Zischen auf, sinkt wieder in tiefes Stöhnen zurück . . .

Ein Mensch wird gewaltsam gegen die Tür geschleudert. Bill kann sein Gesicht nicht sehen, aber er fühlt die Entstellung seiner Züge, ihre wilde Verzweiflung, und sieht die äußerlichen Spuren körperlicher Mißhandlung: das Blut, das aus dem schmalen, verzerrten Mund läuft, den beschmutzten, losgerissenen Kragen, das zerfetzte Hemd . . . Doch jetzt sieht er auch das Gesicht und weiß, daß es Guy Ashow ist, obwohl er ihn niemals vorher gekannt noch ein Bild von ihm gesehen hat . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Werbetrommel im Urwald.

Der Wirklichkeit näherzählt von Herbert Grote.

Der Hausherr redete sich behaglich im Ledersessel vor dem Kamin: „Sie haben recht, die Welt ist klein, wie schon unser heutiges zufälliges Zusammentreffen beweist. Irigendwo lernt man sich kennen, kommt wieder auseinander, vergißt den früheren Bekannten beinahe, und plötzlich steht er in einem ganz anderen Weltteil vor einem. So ist es mir nicht nur mit Ihnen ergangen.“

Ich denke da an die Geschichte mit Raimund Klapperatt. Wir trafen uns zuerst im Schützengraben, und wenn mir nicht schon sein merkwürdiger Name aufgefallen wäre, so hätte ich wenigstens seiner faulen Witze wegen auf ihn aufmerksam werden müssen. Es konnte uns im Graben so dreckig gehen wie nur möglich, der Schütze Raimund Klapperatt blieb immer guter Laune, und das Letzte, was ich von ihm hörte, als er verwundet zurückgebracht wurde, war ein fauler Wis.

Zehn Jahre später sah ich in einem elenden kolumbianischen Hafenneß am Karibischen Meer und wartete auf das Material für eine Feldbahn, die von dort aus zu ein paar Kaffeepflanzungen vorgetrieben werden sollte. Der Dampfer mit den Schienen kam an, und ich wollte meine Sachen schnell ausladen, brauchte dazu mindestens dreißig von den Faulen, die den ganzen Tag unter einem Baum im Schatten lagen, weshalb sie sich Hafnarbeiter nannten. Aber nicht ein einziger war zu bekommen, denn sie liefen alle hinter einem Mann her, der mit dem öffentlichen Ausschreier und den vier Musikanten des Nestes durch die Straßen zog und in dem ich niemand anders erkannte als meinen Freund Raimund Klapperatt.

Nur er war dazu fähig, das zu tun, was er an jeder Straßenecke den Ausrufer verkünden ließ: „Die bekannte nordamerikanische Haferslodensfirma Everglad will die gesamte Welt von der Güte ihrer Markenware überzeugen und entsendet unter Führung des berühmten Forschers Raimondo Klapperatto eine Expedition quer durch Kolumbien zum Amazonasstrom. Das ganze Unternehmen wird sich auf Hafersloden Everglad aufbauen, die unser Hauptnahrungsmittel darstellen sollen. Teilnehmer an der Expedition werden noch eingestellt.“

Die Parade wurde für ein paar Minuten unterbrochen, als ich auf Raimund Klapperatt zutrat und er mich gleichfalls erkannte. Er grinste über das ganze Gesicht und war sogar so liebenswürdig, seinen musikalischen Werbefeldzug für den Tag rasch zu beenden, damit ich Leute bekommen und mit dem Ausladen beginnen konnte.

Abends sahen wir dann zusammen. Er gab mir ein paar Erläuterungen zu dem reichlich lähnen Plan der Haferslodenfabrik Everglad: „Natürlich nehmen wir auch etwas anderes zu essen mit, aber die Hafersloden müssen doch die Hauptsache bleiben. Was meinst du, wie die Welt aufhören wird, wenn es in einem halben Jahr heißt, ich hätte mit Hilfe der Hafersloden Everglad den teilweise noch unbekannt kolumbianischen Urwald durchqueren! Eine bessere Reflektoren können die Leute ja gar nicht machen. Schwierigkeiten? Die sind doch nur da, um überwunden zu werden. Beruhige dich, mein Lieber, Raimund Klapperatt wird es schon schaffen.“

Kurz und gut, er schlug alle Einwände in den Wind und bereitete, gestützt auf die reichlichen Geldmittel, die ihm die Fabrik zur Verfügung gestellt haben mußte, seine Expedition rasch vor. Mit Stolz zeigte er mir seine in wasserdichten Blechschachteln verpackten Haferslodenpakete und zwei Kisten mit bunten Handzetteln, die auf dem Wege nach dem Oberlauf des Amazonasstroms verteilt werden sollten, um den Indianern die Kunde von den guten Hafersloden Everglad zu bringen. Die Papiere waren in spanischer Sprache bedruckt und wiesen auf jeder Seite ein pralles glückliches Kindergeßicht auf.

Mit Musik, die ihn bis vor die Stadt begleiten sollte, brach Raimund Klapperatt vierzehn Tage später auf. Er führte zehn Tragtiere, fünf davon mit Hafersloden beladen, und zehn Mann nach Süden. Entgegen meinem Rat hatte er den Leuten den halben Lohn schon im voraus bezahlt. Als wir uns von der Stadt verabschiedeten, dachte ich: „Armer Kerl!“

Ich blieb nicht mehr lange in dem Hafenneß. Die Feldbahn war zwei Monate später gelegt, und ich bekam weiter im Inland einen neuen Auftrag, dessen Ausführung Jahre in Anspruch nehmen sollte. Ich dachte kaum noch an Raimund Klapperatt, über den sich die nordamerikanischen Zeitungen, nachdem sie den Ausbruch seiner Expedition gemeldet hatten, nun gründlich ausschwiegen.

Da kam eines Tages ein Indianer in die Kantine für meine Bahnarbeiter. Er wurde vom Wirt gleich am Schopf gepackt und zu mir geschleift. Denn er hatte Schnaps kaufen und mit etwas bezahlen wollen, das er als Papiergeld bezeichnete, das ich aber zu meiner Verblüffung als einen der Handzettel meines Freundes Klapperatt erkannte. Ich nahm den braunen Burschen ins Gebet. Er war über die schlechte Behandlung empört: Er hätte das Papier von seinem weißen Häuptling bekommen, und es sei doch ebenso gutes Geld wie andere Scheine, mit denen man etwas kaufen könne.

Der „weiße Häuptling“ interessierte mich natürlich jetzt mehr als alles andere. Ich quetschte den Indio aus und erfuhr, daß vor einem Jahr — also etwa drei Monate nach Raimunds Ausbruch — ein Weißer bei seinem Stamm aufgetaucht war. Die Indios hatten ihn — von seinen Maultiertreibern verlassen — im Wald aufgefunden, umringt von seinen Kisten. Da habe er ihnen aus dem, was in den Blechbüchsen gewesen, so wundervolle Kuchen gebacken, daß sie ihn in ihr Dorf genommen hätten, um sich seiner Kochkunst recht lange zu erfreuen. Mit der Zeit wäre er unter ihnen sehr mächtig geworden, aber die Kisten mit den Blechbüchsen seien leider leer. Darüber schien das Dorf ein wenig gebrummt zu haben, und nun konnte ich mir gut vorstellen, wie Freund Raimund den dummen Indianern die Handzettel gab und ihnen vorlog, es sei richtiges Geld, mit dem sie bei den Weißen alles kaufen könnten. Unseren Indio hatten seine Leute anscheinend als Kundschafter vorausgeschickt, damit er vorsichtig feststellte, ob das mit dem Geld wirklich stimme.

Ich konnte mir nun denken, daß die Wut der Indios grenzenlos sein würde, wenn sie Freund Raimunds Schwindel erkannten. Er mußte in Sicherheit gebracht werden. Also wandte ich mich an die nächste Polizeistation und berichtete alles und bat um weitere Veranlassung. Ein paar Tage später kamen zwanzig Polizisten durch unser Lager, nahmen den Indio mit und zogen in den Urwald hinein, um den verschollenen Werbemann zu holen.

Sie kamen nach drei Wochen mit ihm zurück. Er sah beinahe selbst wie ein Indianer aus, war aber sonst gut gelaut wie immer: „Nett von dir, daß du mich hast holen lassen. Die Sache da oben wurde brav, und gehen lassen wollten mich die Indios nicht, nachdem sie sich an meine wundervollen Haferslodenpannen gewöhnt hatten. Waren viel dankbarer als diese Bande von Maultiertreibern, die mich mitten im Wald im Stich ließ. Habe manchen schönen Tag als Indianerhäuptling verlebt.“

Eine Woche später verabschiedete er sich. Das Wanderblut trieb ihn weiter, neuen Abenteuern entgegen.“

Der Geistergang zu Jülich.

Eine rheinische Schelmengeschichte,
erzählt von Hans Hür-Düren.

Zwischen Maas und Rhein, in Aachen, Jülich und Ertelenz wunden rathlose Erzieher ein etwas drastisches, althergebrachtes Rezept zur Züchtung ungebärdiger Jungen an. Sie drohen den Lausbuben mit dem starken Helmes, der sie einperren und züchtigen werde, und siehe da — aus Apfeldieben, Schleuderhaken und Schulschwänzen werden sanfte Geschöpfe, die sich von keinem Klosterschüler übertreffen lassen.

So stark wirkt noch heute der Schrecken fort, den jener „starke Helmes“, jener Jülicher Graf Wilhelm IV., einst zwischen Maas und Rhein verbreitete. Es ist, als ob die Angst, die der wilde Name des Rheinlandes damals erweckte, durch viele Geschlechter hindurch in den Kindern wachgeblieben wäre.

Von dem gewalttätigen Leben des Grafen spricht noch heute das Wahrzeichen der Eifel, die hochragende Burg Rüdgen, die er mit seinen Reifigen bewohnte. In sein jähes Ende aber erinnert ein bekanntes Denkmal in der alten Kaiserstadt Aachen, jenes Standbild des „wehthastigen Schmiedes“, der den starken Helmes erschlug, als er bei Nacht und Nebel in die Stadt drang. In den Chroniken findet sich manche erschreckende Anekdote von seiner Willkür. Da hören wir, wie er drangsalirte, die Städte Geld erpreßte, wie er Dörfer und Klöster drangsalirte. Wie er die Herren demütigte und die schönen Frauen mit Schmeichelei und Drohung verfolgte. Wie er sogar den Erzbischof von Köln, den gefehrten Hochstaden, gefangen nahm und neun Monate lang in einem eisernen Käfig sperrte, wie er seinen angesehenen Gefangenen täglich besuchte und verhöhnzte und erst gegen ein hohes Lösegeld des deutschen Kaisers freigab.

Kast verschollen ist indessen der Name des Scharrichters von Jülich, der den Tyrannen überlistete und der Nachwelt bewies, daß Herzengüte gerade dort zu finden ist, wo man sie oft kaum vermutet.

Bartholomäus Kupperh hieß der eigenartige Mann, der in Jülich, der Residenz des Grafen, als Ochsen- und Schweine-schlächter ein gar zünftiger, ruhiger Meister war. Den Jülichern verschlug es die Sprache, als sie eines Tages erfuhren, daß dieser stille, freundliche Mann auf das Geheiß des starken Helmes das Amt des Scharfrichters übernommen hatte. Nur einige Eingeweihte zwinkerten wissend mit den Augen. Sie ahnten, warum der neue Henker sich dem Grafen ohne jeden Widerspruch willfährig zeigte. Sie kannten den Bartel und wunderten sich auch nicht, als Kupperh bei den zahlreichen Hinrichtungen, zu denen ihn der Wüterich von Nideggen beorderte, ganz anders verfuhr als als seine Vorgänger.

Ja, es waren eigenartige Exekutionen, die der Kupperh einführte. Während in anderen Gauen die armen Sünder bei großen Volksbelustigungen vom Leben zum Tode befördert wurden, wartete der Meister Kupperh mit seinem Schredens-geschäft immer bis zum späten Abend. Wenn die Neugierigen am nächsten Morgen zur Richtstätte kamen, waren die hochauf-gerichteten Galgen schon wieder kahl, denn der Henker hatte die in Schande Getöteten verscharrt.

Noch rätselhafter aber war jener Spuk, der nach jeder Hin-richtung in der frühen Morgenstunde hinter dem Hause des Henkers beobachtet werden konnte. Da gingen, wenn die Furcht noch im Nebel lag, die Geister der Gehentten über die Felder. Es gab keinen Zweifel: Anlagend und schredenerregend erschienen die Gemordeten, denn die Menge der Gespenster, die da vorüber-huschten, entsprach immer der Zahl der Opfer, die am vorher-gegangenen Abend den Tod gefunden hatten. Die Sputzgestalten spazierten kopflos über die Straße; sie trugen ihren Schädel unter dem Arm, als ob sie zum Kegelspiele rüsten wollten. Und das eingeschüchterte Jülicher Volk sagte am Morgen nach jeder Hinrichtung: „Oh, schaut doch, schaut — die Gehentten gehen wieder tegeln!“ Auch die Reisigen des wilden Grafen wurden klapprig vor Angst, als sie den Spuk mit eigenen Augen sahen. Das ganze Land zitterte in der Furcht vor den Schatten, die da über die Wege huschten.

Nur der starke Helmes, der endlich auch von dem Spuk er-fuhr, glaubte nicht an den seltsamen Gang der Geister. Pah — Gespenster, Zauber und Totentanz, Kinderschreck war es. Er witterte ein böses Spiel.

Mit einigen beherzten Kumpanen ritt er an einem frühen Morgen nach Jülich und wartete an einem Kreuzweg auf den Zug der Toten, da der Bartel Kupperh am Abend zuvor wieder einige Jülicher Bürger hingerichtet hatte. Der Graf brauchte sich nicht lange zu gedulden. Die Kopflosen kamen bald. Jeder trug seinen Ballen unter dem Arm.

Als die Geister den Reitertrupp gewahrten, blieben sie einen Augenblick lang wie angehorrt stehen. Dann aber flohen sie, rannten in wilder Hast über die Felder.

Das Fähnlein des Grafen setzte den Fliehenden nach. „Faßt sie!“ schrie der starke Helmes mit greslem Lachen.

Der Befehl fiel leichter als die Ausführung. Die Pferde blieben im lehmigen Boden stecken, und die Ritter, die zu Fuß den Gestalten nachsehen mußten, kamen mit ihren schweren Panzerrüstungen nicht vom Fleck. Schon winkte den Kopflosen ein glückliches Entrinnen, schon schien ihr Geheimnis geborgen zu sein — da verlor einer der Gehentten in der Hitze des Bett-rennens seinen Schädel, den er unter dem Arm trug. Er konnte ihn im Dämmerlicht des Morgens nicht rasch genug wiederfinden, darum ließ er ihn liegen und hastete weiter.

Der Graf, dem man den Fund übergab, fand — Boh Teufel und Schwindel! — einen frischgeschlachteten, blutwarmen Ochsentopf.

Oh, dieser Henker, dieser durchtriebene Galunke, dieser Ver-räter! Der Bartel Kupperh tötete nicht, wie ihm befohlen. Der abgefeimte Meister verwendete die Verurteilten nachts als Schlacht-gehilfen, am Morgen aber zeigte er sich barnherzig. Da knöpfte er ihnen die Fackel über dem Kopf zu, gab ihnen einen eingeschla-genen Ochsentopf unter den Arm und ließ sie laufen. Auf dem Friedhofe verscharrte er leere Särge.

Seit Jahren setzte der Henker das Volk mit den Kopflosen in Angst und Schreden und verhinderte so die Enthüllungen seines gütigen Schwindels.

Tod und Teufel! Dieser Burche hatte dem starken Helmes getrotzt, den Grafen verhöhnt.

Nun sollte er baummeln. „Bringt mir den Kupperh!“

Aber auch hier fiel der Befehl leichter als die Ausführung. Der schlaue Bartel hatte die Gefahr gewittert. Er war recht-zeitig geflohen. So mußte sich der Graf damit begnügen, das Haus des Meisters niederzubrennen.

Doch als Wilhelm einige Wochen später erfuhr, daß Kupperh in Nachen Zuflucht gefunden hatte, rüstete er grimmig zu einem

gewaltigen Zuge gegen diese Stadt, die er schon lange haßte, weil sie ihm den „schuldigen Respekt“ versagte.

Und bei diesem Rachefeldzug fand der wilde Mann den Tod. Viele hundert Schmiedehämmer schlugen die Panzer der Jülicher Ritter ein.

So trug der Bartholomäus Kupperh, ohne es zu wollen, auch zum Untergang des Tyrannen bei. Damit endet die Ge-schichte vom gütigen Henker, der vielen Menschen das Leben rettete.

Wußten Sie das schon?

Die Sklaven im alten Rom hatten es größtenteils so gut und waren so zufrieden mit ihrem Los, daß sie oft frei-willig in ihrem Sklavenstand blieben, auch wenn sie die Möglichkeit hatten, freie Bürger zu werden. Bezeichnend dafür ist, daß die Römer sich genötigt sahen, ein Gesetz zu erlassen, das den freien Bürgern verbot, sich selber als Sklaven zu verkaufen. Für besonders ausgebildete Sklaven, wie Musiker, Sänger, Ärzte, Baumeister, tüchtige Hand-werker usw., wurden ungeheure Summen gezahlt. Selten hörte man, daß ein Sklave schlecht behandelt wurde. Ein besonderes Gesetz verbot, eine Sklavenfamilie zu trennen. Wenn also ein Sklave geheiratet hatte, durfte man ihn nur mit Frau und Kindern zusammen veräußern. Die meisten Sklaven durften sich kleiden, wie sie wollten.

Die Sitte, sich bei der Begrüßung die Hand zu reichen, stammt aus der Ritterszeit. Wenn sich damals zwei Männer begegneten, waren sie nicht immer sicher, daß der andere nicht etwa ein Feind war; wenn er aber die rechte Hand einem andern zum Gruß entgegenstreckte, so zeigte er damit, daß er nicht gleichzeitig das Schwert ziehen konnte, und so wurde der Händedruck zum Symbol der Freundschaft und Treue.

Die Bewohner der Südseeinseln benutzen Haifischzähne als Geld. In China werden Haifischzähne in Gold gefaßt und als Schmuck verkauft.

Australien ist das Land der Erde, wo man sich am meisten für das Tennisspiel interessiert. Es gibt dort nicht weniger als 2000 Tennisplätze, die mit elektrischem Licht versehen sind, so daß man auch nach Einbruch der Dunkelheit spielen kann.

Unter den Arbeiterinnen Amerikas sind 4 Millionen verheiratet; sie machen insgesamt 37 Prozent aller Arbei-tenden aus.

In Paris, wo die Stadt die Verschämter in Händen hat, sind jetzt so viele Autos verpfändet worden, daß eine neue Garage, die 2000 Autos faßt, gebaut werden mußte.

Nach Ansicht italienischer Bakteriologen ist Rauchen be-sonders gesund für die Zähne, da es die Mikroben zerstört und den Mund für 24 Stunden sterilisiert.

Auf 50 Frauen, die Brillen tragen, kommen fast 100 brillentragende Männer.

Zu den wertvollsten Tieren der Zoologischen Gärten ge-hören die Rhinocerosse, für die Preise bis zu 20 000 M. ge-zahlt werden. Ein Löwe ist im Durchschnitt seine 800 M. wert, während die Elefanten auf etwa 12 000 M. kommen.

In Europa sind allein in den letzten beiden Jahren 801 neue Kinos gebaut worden, so daß an jedem Tage 600 000 Zuschauer mehr als früher untergebracht werden können.

Es gibt etwa 600 Zeitungen für Neger, und der größte Teil wird in Amerika gedruckt. Die größte Negerzeitung heißt „Die Krisis“; sie erscheint in New York in einer Auf-lage von 120 000 Exemplaren.

Im Innern von Australien und von Südamerika gibt es noch heute ganze Völkerschaften, die größere Zahlen als 6 in ihrer Sprache nicht auszudrücken vermögen. Wenn die Bakairi am Amazonasstrom eine größere Zahl als 6 aus-drücken wollen, fassen sie sich in die Haare, um auf diese Weise anzudeuten, daß es sich um etwas nicht Zählbares handelt. Die Botokuden in Südamerika unterscheiden nur 1 und viel. Für 2 und 3 benutzen sie das gleiche Wort, unterscheiden die beiden Begriffe also tatsächlich nicht.